

(Nachdruck verboten.)

131

Unter Wolken.

Roman von Kurt Aram.

Die Mitglieder der „Harmonie“ wußten das auch und hatten deshalb, als sich der Gesangsverein aufthat, gleich in der Stadt nach einem Dirigenten gesucht. Von ihnen hätte sich keiner getraut, so einen Verein zu leiten. Schon wegen des Respekts, ohne den nun einmal so ein Verein nicht bestehen kann, mußte der Dirigent aus der Stadt sein.

Der städtische Hufschmied wußte in der That sich Respekt zu verschaffen. Alle Achtung! Das war überhaupt ein ganzer Kerl! Man brauchte ihn nur fluchen zu hören, da merkte man das schon.

Auch bei der Neueinstudierung heute fehlte es daran nicht.

Als es schon mehr Wagnersche Dissonanzen gab, schlug er mit dem Taktstock, den ihm der Verein zum ersten Jahresfest geschenkt hatte, auf den Tisch, daß alles wackelte und schrie: „Ihr Heuochsen, eis, eis müßt Ihr singen! Versteht Ihr das denn immer noch nicht? Cis, eis, zum Donnerkeil!“

Es war auch keine Kleinigkeit, die „Harmonie“ zu harmonischem Gesang zu bringen. Sie sangen alle nur nach dem Gehör. Um so großartiger klang es, wenn der Dirigent, so oft es schief ging, immer wieder eis, eis schrie, denn dabei konnte sich niemand etwas denken. Es klang aber so gebildet und gelehrt. Der Hufschmied arbeitete in Wirklichkeit auch nur nach dem Gehör und verstand von Noten grade so wenig wie die andern. Das mit dem eis hatte er in der gebildeten Stadt nur aufgeschnappt, und da es ihm imponierte, festgehalten.

Heute wurde das wunderschöne Lied: „Weißt du, Mutter, was mi träumt hot“ eingeübt. Es gefiel allen ausgezeichnet, weil es so rührend war. Man hätte gleich losweinen können. Die Männer freuten sich schon, wenn sie es erst vortragen könnten.

Der Dirigent sang die erste Stimme vor, bis es ging. Das dauerte nicht sehr lange, da die erste Stimme gut hörte und leicht aufsaßte. Dann summten die von der zweiten Stimme leise mit, bis sie sich dieselbe gemacht hatten. Auch das ging bald, da die Leute von jeher gewohnt waren, zu ihren Liedern sich die zweite Stimme in der Terz zu suchen. Schwierig wurde die Sache aber bei der dritten Stimme, beim Bass. Bei dieser Stimme waren einmal die, welche das schlechteste Gehör hatten, und dann war ihnen Bass singen überhaupt fremd. Sie fielen gar zu gerne in die erste oder zweite Stimme, oder brummelten jeder auf seine Weise vor sich hin. Je tiefer es war, für um so richtiger hielten sie es. Da nun der Dirigent den Bass auch nur konnte, so lange die erste und zweite Stimme sang, war es in der That nicht leicht und dauerte recht lange, bis ein neues Lied auch nur soweit ging, daß es dem Gehör eines Hufschmieds genügte.

„Cis, eis!“ brüllte der Dirigent wieder einmal und wischte sich die Stirn mit dem großen Taschentuch. Es war schon das zweite. Zwei gingen fast stets bei einer Neueinstudierung drauf. Am Schluß wurden die beiden feuchten Lächer von ihm herumgereicht. Mann für Mann konnte sich durchs Gefühl überzeugen, wie schwierig das Dirigieren war.

„Noch einmal“, stöhnte er, und es war rührend anzusehen, wie die bärtigen Männer im Schweize ihres Angesichts und unverbrossen von neuem begannen. Die Augen quollen ihnen förmlich aus dem Kopf, so angestrengt starrten sie auf den Taktstock des Dirigenten, als vermöchten sie aus ihm mit den Blicken den richtigen Tone herauszufangen.

Verzweifelt, fluchend klopfte der Hufschmied aber wieder ab.

„Wer wolle uns erscht emal stärkt“, schlug er vor, „nachher geht's besser.“ Alles war einverstanden und stärkte sich mit Schnaps und Bier.

„Das is e verdammt Geschicht“, seufzte der Hufschmied, „immer das eis! Lieber will ich zwanzig Gäul beschlagen.“

Aber in der moderne Musik is es nu mal überall. Da is nix zu machen.“

Alle tauschten andächtig den Worten des Dirigenten, der noch mehr musikalische Weisheit von sich gab. Nur der schiefe Peter lächelte ein wenig überlegen. Mit dem eis kannte er sich zwar auch nicht aus, aber es war ihm doch verdächtig, daß immer das eis schuld sein sollte, wenn es nicht stimmen wollte. Es gab doch so viele Noten, an denen es außer dem eis noch liegen konnte. Soviele wußte er doch. Da ließ er sich nichts vormachen. Doch sagte er nichts, das verbot die Kollegenschaft. Wenn er einmal darum gefragt wurde, was schon öfter vorgekommen war, erwiderte er: „Gewiß, das is so, wie's der Herr Dirigent Euch sagt. Das eis, das is e verflirt Geschicht, da verlaßt Euch druff.“

Wieder begann das Proben. Endlich ging es einigermaßen.

Der schiefe Peter schnalzte mit der Zunge, als schlucke er etwas sehr delikates ein, und verdrehte die Augen, als stände der Himmel offen. Alle sahen es und schrieten wie besessen, um dem Peter den Geißel ja recht hörbar zu machen. Der Dirigent aber rechte sich stolz hoch auf wie ein Feldherr nach einer siegreichen Schlacht.

Eigentlich war es dumm vom schiefen Peter, daß selbst er seine Zustimmung zu dem Gesang gab, denn nun würde er bald wieder spielen müssen; und mit dem Reutnerbewußtsein war es aus. Aber so war er nun mal. Wenn es gut war, war's eben gut. Da heuchelte er nicht, denn „de Kunst is heilig“.

Als das neue Lied endlich einigermaßen saß, durften auch wieder andre Leute in das Wirtshaus, das von vier bis halb sechs heute für die „Harmonie“ reserviert worden, was die mit Kreide draußen auf der Thür geschrieben stand.

Es erschienen hauptsächlich Weiber, Kinder und Verwandte der Harmoniesänger. Auf allgemeines Verlangen mußten die Sänger erst eins zum besten geben. Sie sträubten sich zwar ein wenig, thaten es nachher aber natürlich gern. Bald schallte es durch die dicke, bläuliche Luft, so daß die Fenster leise klirrten: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch dort oben.“

Dann kam endlich der schiefe Peter an die Reihe, während ringsum ein allgemeines Lachen, Reden und Trinken anging.

In dem zweiten Wirtshaus, das etwa in der Mitte der Hauptstraße lag, hatten sich auch längst die Stammgäste eingefunden. Hier saßen der Formermeister Windolf mit Frau und drei Kindern, der Magazinverwalter Claas mit Frau und vier Kindern, der Schreinermeister Haun mit Frau und drei Kindern nebst zwei Schwestern, die zu Besuch hier waren und nach auswärts geheiratet hatten. . . . Um halb sechs erschien auch der Platzmeister Reusch mit seiner Frau. Er hatte nur einen Sohn, der seine eignen Wege ging, wenn er auch erst zwölf Jahre alt war.

Die mitgebrachten Kinder waren überhaupt alle unter acht Jahren. Auf die älteren hatten die Eltern nicht mehr Einfluß genug, um sie zwingen zu können, mit in ihr Wirtshaus zu gehen. Die strolchten für sich herum und verschwand dann meist im Wirtshaus der Witwe.

Platzmeister Reusch kam immer später als die andern. Er liebte es, an Sonntagnachmittagen sich in Feld und Flur zu ergehen, wie er es nannte. Im Hochsommer thaten das die andern auch, aber zu dieser Jahreszeit nicht mehr. Reusch las in seiner freien Zeit viel und alles, was ihm zwischen die Finger kam. Am liebsten aber doch Gereimtes. Seiner Frau hatte er seiner Zeit zur Hochzeit sogar Scheffels Trompeter geschenkt.

Der Formermeister Windolf fühlte sich als Künstler, da er hier und da, obgleich er kein gelernter Modelleur war, ganz hübsche Muster für Dosen und Kochherde entwarf. Wenn so ein Muster vom Eisenwerk angenommen wurde, hatte seine Frau schwere Zeiten. Dann brütete Windolf vor sich hin und klagte, daß er seinen Beruf verfehlt und Modelleur hätte werden müssen oder vielleicht gar Maler und Lackierer. Selbst der braune Sammethut, den ihm seine Frau letzte Weihnachten geschenkt, war ihm an solchen Tagen nur ein schwacher Tröst.

Magazinverwalter Claas war der Verwalter, wie er

sein soll. Praktisch, genau, äußerst gewissenhaft und etwas schwerfälligen Geistes, in dem aber für ewige Zeiten festsaß, was er einmal verstanden und aufgenommen.

Schreinermeister Haun, ein hübscher, noch junger Mann, sprach gerne, lernte gerne, wo immer es etwas zu lernen gab und war ehrgeizig, das heißt, er wollte unter allen Umständen der berühmteste und gesuchteste Schreiner werden auf allen Eisenwerken des Ländchens und womöglich noch bis ins Preussische hinein.

Noch manche andre „bessere“ Arbeiter gehörten zu den regelmäßigen Gästen dieses Wirtshauses. Außerdem ein alter Schneider, der eigentlich schlecht hierher paßte, aber geduldet wurde, weil sein ältester Sohn sich „empört“ hatte, das heißt, empor wollte. Er „studierte Volksschullehrer“.

Die Unterhaltung drehte sich fast ausschließlich um das Eisenwerk und was damit zusammenhing. Stockte das Gespräch, dann stand einer der Familienväter auf, holte aus der Westentasche einen Fünfer und ließ das Orchestrion spielen.

Die Frauen hörten meist schweigend zu und achteten auf die Kinder, die einen „Sonntagsweid“ in den Häuslein hielten und je nach dem Alter daran knabberten oder nur Luftschien. Wurde eins ungeduldig, so bekam es Bier, bis der dicke Kopf schwerfällig vornüber sank und vor sich hin duselte.

Hier verkehrten sozusagen die Honoratioren des Dorfs, die ruhigsten und gesethesten Elemente der Bevölkerung. Man trank auch keinen Schnaps, nur Bier. Der Wirt machte gute Geschäfte, zumal die meisten am Sonntag hier zu Abend aßen. Aber nicht Wurst und Käse, sondern Beefsteak und Braten mußte es sein. Reichlich und für die ganze Familie. Zwischen durch spielte dann immer wieder das Orchestrion seine Gassenhauer.

In der alten Fuhrmannskneipe am Ende der Hauptstraße stellten sich ab und zu die Großväter ein. Deren Durst war zwar längst auch alt und schwach geworden, aber das war dem Besitzer nicht weiter unangenehm, fand er doch in diesen alten Männern gleichgestimmte Seelen, die mit ihm wehmütig von der guten, alten Zeit sprachen und auf die neue Zeit schimpfen halfen. Von jüngeren Männern zeigte sich hier manchmal der Mann der berüchtigten Frau Schmidt, ein schwammiger, dicker Mensch, mit der Stimme eines Kasstraten, eine hellblaue Brille im roten Gesicht.

Alles, was mit dem Schicksal irgendwie nicht recht zufrieden war, unruhiges Blut in den Adern hatte, das leicht in Aufregung geriet und sie deshalb suchte, versammelten sich im vierten Wirtshaus oben bei der Kirchenkappelle. Während der „Turnverein“ in der gedeckten Halle Regel schob, wurde in der Wirtsstube über Gott und die Welt geschimpft und auch nicht wenig geknagelt.

Tonangebend war da bisher der Schuster des Dorfs gewesen. Es wohnte nämlich auf ausdrücklichen Wunsch von Ottos Vater nur ein Schuster hier.

„Die Schuster sind alle verdreht, und mehr wie einer macht im Handumdrehen das ganze Dorf verrückt“, begründete er seinen Wunsch, der natürlich für Bürgermeister und Gemeindevorsteher Befehl war.

Der Schuster Heinrich Hagensdörfer war immer aufgeregter, immer entrüsteter, immer voller Flüche und Drohungen. Seitdem der Franz Kranz aus Elberfeld hierher gekommen, hatte der Schuster im Schimpfen und Fluchen einen ansehnlichen Konkurrenten. Doch bei dem jungen Franz Kranz war das alles angelesen und angelehrt, während es bei Hagensdörfer aus tiefer Seele und Naturanlage kam. Es machte daher auf die Dauer doch den meisten Eindruck. Gefährlich für die Ruhe im Dorfe waren sie beide nicht. Dazu war Franz Kranz viel zu unklar darüber, was er eigentlich wollte, Hagensdörfer aber im Grunde seiner Seele viel zu feig. Eher nützten die beiden vom Standpunkt des ja immer noch gültigen: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“; weil bei ihrem Schimpfen und Fluchen auch den andern der Mund aufging, sie sich auch erleichterten, so daß sich gar kein Explosivstoff anhäufen konnte.

Heute hatte Franz Kranz das Wirtshaus schon halb und möglichst heimlich verlassen. Er war nämlich verliebt. Die Marie Jung aber wollte von ihm nichts wissen. Das reizte ihn nur noch mehr. Außerdem war Marie Jung seit einigen Wochen fromm geworden. Das empörte Franz Kranz geradezu. Fromm sein dürften seinetwegen alte, häßliche Weiber, aber nicht hübsche junge Mädchen. Das war einfach un-

natürlich. Noch ein Grund mehr für ihn, alles zu versuchen, in den Besitz des Mädchens zu gelangen und ihr damit auch die ganz überflüssige und höchst unzeitgemäße Frömmigkeit auszutreiben.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Buviel Bräute.

Eine wahre Geschichte aus Schweden.

Von Henri Branér. Deutsch von E. Krausewetter.

Die Schwammmaschine des alten Schulmeisters war tüchtig in Gang gekommen:

„Es ist merkwürdig,“ sagte er, „wie sich die Welt verändert hat! Früher glaubten die Leute alles, selbst an die „zwei Frauen,“ nun glauben sie kaum noch an den Herrgott, wenn sie nicht gerade Aussicht auf ein gutes Pfarramt haben. Früher hatten wir Spielmänner, die in einer Weise siedelten, daß es eine Freude war, ihnen zuzuhören, nun wird man mit Mund- und Handharmonikas halb taub gespielt. Früher wanderte ein geschickter Hausierer mit dem Kasten auf dem Rücken umher und verkaufte seinen Kram an die Frauenzimmer — nun sitzt in jedem zweiten Haus ein Händler, und sie leben meist davon, auf Kredit zu verkaufen unter Preisunterbietung. Was daraus werden soll, weiß der Teufel!

Daß die alten Hausierer aussterben mußten, ist übrigens ganz begreiflich. So lange sie die einzigen Pflücker und „Geriebenen“ waren, konnten sie sich halten; als dann aber alle verschlagene Teufel wurden, mußten sie verschwinden.

Der Hausierer, von dem ich hier erzählen will, war der letzte in unsrer Gegend. Er wurde Karl Bestgoth genannt, weil er aus Westgothland her war, und machte seine letzte Wanderung in den 60er Jahren. Ich war nur ein kleiner Junge, als ich ihn das erste Mal sah. Vater und ich waren bei Jens Per und wir slickten Schuhe, das heißt, ich schnitt die hölzernen Schuhnägel, spielte Psalmenmelodien den alten Weibern vor und aß Gänseknäuel-Schnitte.

Da kam ein eigentümlicher Mann herein, ein breitschulteriger, ein wenig krumm im Rücken mit großen Stulpenstiefeln und einem dicken Knotenstock. Er hatte ein breites Gesicht mit dunklem Kinnbart, der um den breiten Mund mit den dünnen Lippen aufrasiert war. Die Augen waren klein, dunkel, plierig und schielten ein wenig. So sah Karl Bestgoth aus, der übrigens gut gekleidet war, in Kleider aus diesem Doublestoff und mit großem rotem Wollhalsuch über dem losen Mantel.

„Gott zum Gruß! Nie Verdruß! Freude alle Tage! Niemals Krankheitsplage! Warmes Stübchen! Frische Wäbchen! Wolle Schewe, Klau und Schweine! Mehl und Butter, immer Futter! Wolft ihr laufen, komm ich gelaufen. Brosche und Band, Ring für die Hand, Nadeln, Stopfbirn, Hals und Hwirn, Kleider und Schürzen, auch Kuchenwürzen, Kämme aller Sorten, Shawls mit roten Borden, Scheren und Fingerhüte, Messer von erster Güte sind hier drinnen zu finden, noch vieles! Wer kam alles künden?“

Das war sein bekannter Gruß, wenn er eintrat. Alle Gesichter klärten sich dabei auf.

„Guten Tag, Karl Bestgoth! Wie geht es Euch denn? Seid so gut und setzt Euch auf unsre Bank! Setz den Kaffeekessel ans Feuer, Lotta!“

Und Karl Bestgoth wird zum Tisch geführt und mit dem Besten bewirtet, was das Haus zu bieten hatte.

Ich konnte meine Augen nicht von ihm wenden. Und noch weniger von all den schönen „Sachen“, die er dann aus seinem großen Kasten,beutel und Korb hervorholte. Unbegreiflich war es mir, wie er mit solchen Massen von Zeug und allerhand Krumskrans beladen, herumwandern konnte. Wenn sie ausgepackt wurden, war der Tisch, die Stühle, die Betten, Fenster, Wände und der Kachelofen ganz überladen — sogar auch die Wiege.

Aber Karl Bestgoth machte auch den Sprachkasten auf.

Jeder Hausierer hatte seine zwei bis drei Distrikte als sein Handelsgebiet: darauf beschränkte er sich, und da kamte er jede Hütte. Darum war er auch Neuigkeitskrämer und als solcher um so lieber gesehen, als in jener Zeit eine Zeitung eine Seltenheit in den Dörfern war. In unsrem Dorf hielt nur der Pfarrer und der Reichstags-Abgeordnete eine Zeitung.

„Na, Karl, was giebt's Neues in den Dörfern?“

„Ach, das meiste ist Elend! Ein Großgrundbesitzer in Färs ist Freigeist geworden und hat einen Blitzableiter auf seine Brennerei gesetzt!“

„Ach, du lieber Gott! Unser Herr behütet ihn doch!“ sagte eine alte Frau.

„Und der arme Schneider in Sibby bekam seine geliebte Bezirksrichters-Tochter zur Frau, nachdem sie ins Wasser gegangen war.“

„Kein Wasser kann löschen die Liebe!“ seufzte die Alte.

„Aber sie sollen schon angefangen haben, einander zu prüfeln“, sagte Karl Bestgoth.

Und dann wurden Frauenruf und Männerthaten eine ganze Weile gründlich behandelt. —

Abends, als alle von der Arbeit ruhten und in der Dämmerung, bevor die Thranlampe und die großen Talglichter angezündet wurden, aßen, ging ich in den Flur hinaus.

Ich hörte ein paar Stimmen und schwieg wie die Mauer. Das war Karl und die Magd.

„Sieh, Marie! Na, was sind das nun für Dummheiten — her mit dem Aufmäulchen — Du bekommst die rotweißen Handtücher für zwölf Schilling, ganz gewiß! Siehst Du!“

„Man kann Euch nicht trauen, Karl — Ihr macht so ein armes Mädchen ja mir zum Narren! Nun habt Ihr drei Jahre vom Heiraten gesprochen, und es werden keine Hosen aus dem Zeug. Ich laß mich nicht länger an der Nase führen für ein Halbduzend Handtücher.“

„Weiberge Schwäh! Wir heiraten zum Herbst — wenn ich meine halbe Tonne Gold beisammen habe!“

Offenbar wurde sie durch die Aussicht auf diese glänzende Heirat geblendet, denn es begann in der Flurde zu schmazen, wie wenn man die Weihnachtsgrüße isst.

Einige Tage später waren Vater und ich an einem andern Platz auf Arbeit und da kam Karl mit demselben Gruß herein. Ich behielt ihn den ganzen Tag im Auge und am Abend war er draußen und pouffierte die Johanne, die hier im Dienst war. Er sagte zu ihr genau dasselbe, wie neulich zur Marie.

Da konnte ich mich nicht länger halten, trat ganz empört über eine solche mir völlig unbegreifliche Falschheit hervor und sagte laut:

„Genau dasselbe sagte er neulich zur Marie bei Jens Pers und küßte sie auch!“

„So ein kleines Lügenmaul!“ schrie Karl wütend.

Aber Johanne fing an zu schluchzen und rannte fort, obgleich er ihr einen neuen karierten Wollshawl versprach.

Das hatte dem Jäh den Boden ausgeschlagen. Es ging eine Umfrage unter den Mädchen der ganzen Gegend herum. Sie fragten ihre Freundinnen an, und eines schönen Tags lag es klar an der Sonne, daß Karl in jedem Dorf der drei Bezirke eine Braut halte, und in einigen ausgedehnteren sogar zwei. Der Hansficer war ein richtiges Ledermaul auf Küße! Man bedenke, es waren über vierzig Mädchen, mit denen er Liebelei getrieben hatte.

Nun waren ja die Mädchen damals brav und hielten sich in Ehrbarkeit, obgleich sie, versteht sich, meinten, ein neuer schöner Shawl sei ein paar Küßchen wohl wert — das ist eine Ware, durch die ein Mädchen nicht gleich bankrott wird! Aber dennoch meinten sie, es wäre eine fürchterliche Schande für sie, wenn diese Sache aufgedeckt würde, und sie konnten es nicht verschmerzen, daß er sie zum Narren gehalten hatte. Und darum beratschlagten sie, wie sie sich rächen sollten. Für ein paar Strümpfe oder im Notfall ein paar wollene Handschuhe trug eine Armenhäuslerin Botschaft zwischen den empörten Dorfmadchen hin und her. Und es waren so viele, daß die alte Sissela während des Winters zwanzig Paar Futterale für die Vorder- und Hinter-Extremitäten bekam und doch noch Geld für einige Kannen Branntwein übrig behielt, von dem was sie für die verkauften Paare bekommen hatte.

An einem Sonntagabend wurde von Marie bei Jöns Pers ein Jugendschmaus veranstaltet und dorthin das ganze weibliche Aufgebot, sowie ein Haufen Knechte aus der Schar ihrer Bewunderer eingeladen. Und dann wurde an Karl Botschaft gesandt, er möchte sich herablassen, dorthin zu kommen und einen Punsch zu trinken.

Karl freute sich von Herzen und nahm alle seine Kästen mit: er wußte, bei solchen Gelegenheiten ging das Geschäft flott, denn wer bei dem Würfeln gewann, kaufte für den Gewinn Geschenke für sein Mädchen. Und für die andern auch bisweilen — nach dem fünften Punschgläschen.

Karl kam, wurde betwillkommnet und aufs freigebigste mit Kaffee und Badwerk, einer langen Pfeife und Punsch bewirtet. Bald strahlte sein Gesicht wie ein frischgeputzter Kupfertrug. Er ging umher und erzählte Geschichten, sang Weisen und kopfte die Mädchen auf die Wangen und begann lüchlerisch zu werden. Bald war er mitten im Tanz, von allen Mädchen umworben, die riefen: „Karl, nimm mich!“ und wurde schließlich ganz wirr im Kopfe.

Ehe er sich versah, hatten sie ihn in die Sommerstube gezogen und fielen plötzlich alle über ihn her, zogen ihn am Rock, kniffen ihn in die Arme und schrien: „Karlchen, Karlchen! Wann heiraten wir? Her mit dem Shawl, den Du mir versprachst!“ — „Wo sind meine Handtücher?“ — „Ich will ein Stück Ziß haben zum Kleide.“ — „Ich kriege von Dir . . .“

Und dann holten sie seine Kästen, fielen darüber her und rissen sich um die Shawls, Zeugstücke und andren Waren. In fünf Minuten waren sie ausgeleert.

Karl sah voll Stammen ihrem Treiben zu — er war sprachlos, vielleicht zum erstenmal in seinem Leben. Und warenlos auch — das war schlimmer.

Dann begann er zu brummen und wollte seine Sachen wieder haben. Aber er bekam nicht eine Stednadel zurück. Als er dann wie rasend wurde, drohten sie ihm, die Knechte hereinzurufen, damit er lächtig die Jacke ausgeklopft bekäme.

Da wurde ihm bang und er bat sie, es nicht zu thun.

Wer soll Dich haben? Du hast mit uns allen Süßholz geraspelt. . . . Ja, l'engue es nicht! . . . Bestimmt Du Dich jenes Tags . . . Weißt Du nicht an jenem Abend . . . Damals, als Du . . .“

Karl war verzweifelt.

„Ja, welche soll ich denn nehmen?“

„Ich will ihn nicht haben! Psui, so einen Mädchenjäger!“ rief eine.

„Nein, nicht für alle Butter in Smaaland!“ sagte eine andre.

„Nicht für alle Seidentücher, die er zu Hause hat! Psui, psui!“ Und dann tanzten sie um ihn herum, schoben ihn durch ein Fenster hinaus und warfen ihm seine Holzpartinen auf den Rücken nach.

Wo Karl hinging und die Nacht verbrachte ohne seinen Kasten und mit schwerem Kopf — das weiß nur der Teufel. Aber am Morgen erwachte er in einem Kuhstall.

Er ließ sich niemals mehr in der Gegend sehen.

„Liebe ist eine schöne Sache, aber man kann auch zuviel des Guten bekommen!“ schloß der alte Dorfschulmeister seine Erzählung. —

Kleines Feuilleton.

In „Neues von und über Fritz Reuter“ hieß das Thema, über das Professor Theodor Gädery am Dienstag in der „Lessing-Gesellschaft“, einem Verein zur vollständigen Pflege von Kunst und Wissenschaft, sprach.

Die Ausführungen des Vortragenden, der mit verschiedenen in Fritz Reuters Werken vereinigten Personen in persönlichem Verkehr oder Briefwechsel stand und noch steht und auf diese Weise zu einem reichen Material bisher unbekannter und ungedruckter Sentenzen, Briefe und Schriften Reuters gekommen ist, hielten sich weniger an eine Schilderung dessen, was man gewöhnlich eine Biographie nennt, sondern legten ihr Hauptgewicht auf die Ereignisse in Reuters Leben, die in ihm den Poeten erweckten. Gelegentlich verfasste Stammbuchverse, meist humoristischen Charakters, sind die ersten Zeugnisse seines Talents. Dieses Talent wurde durch die Neigung zu dem „blonden Hofratsöchterlein“, wie er Udelheid, die Tochter des Parchimer Bürgermeisters noch in verschiedenen späteren Briefen nannte, gereift und bereichert. Selbst die schweren Festungsjahre vermochten nichts an dieser Liebe zu vertilgen und es entspann sich, als Reuter wieder der Freiheit zurückgegeben war, ein reger Briefwechsel zwischen ihm und der inzwischen verheirateten Frau. Auch der Aufenthalt in Jabel, Stavenhagen, Neubrandenburg, sowie seine Lehrerzeit in Dreptow hatten die verschiedensten Einflüsse auf seine Begabung. In Dreptow endlich, nachdem er den „Rock des Schaulmeisters angetrocknet“ hatte, kamen auch die ersten schriftstellerischen Erfolge in Gestalt von günstigen Rezensionen seiner Erstlingswerke. Tausend Aneldoten knüpfen sich an diesen Dreptower Aufenthalt des stets heiteren und witzigen Manns, der sein „seltsames Gleichgewicht“ über alles schätzte und dessen Häuslichkeit „Ruhe und Behaglichkeit wie keine zweite amete“. Von Dreptow ging es dann nach einem vorübergehenden Aufenthalt in Neubrandenburg nach Eisenach, wo er, wie er seinen mecklenburger Fremden schrieb, nur etwa zwei Jahre auf Probe bleiben wollte. Eisenach aber gefiel ihm bald so gut, daß er sich entschloß, endgültig daselbst seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Auch an diese Eisenacher Zeit knüpfen sich viele Erinnerungen privaten Charakters, so z. B. das mit den beiden Ludwigs auf echt mecklenburgische Art verlebte Weihnachtsfest und das freundschaftliche Verhältnis zu dem Bankier Severus Ziegler, den Reuter, wenn er in Geldnöten war, gern und mit Erfolg anpumpete. Auf diesen Bankier Ziegler brachte Reuter einst an der Festtafel folgenden, bisher noch unbekanntem humoristischen Trinkspruch aus:

Es ist ja alles eitel,
Ist alles dummer Schnad;
Wenn ich kein Geld imbeutel,
Kein Geld hab' in dem Saß,
Dann wend' ich mich an den da,
Der hinter seinem Glase
So recht behaglich sitzt
Und Geld in vollem Maße
Mehr als genug besitzt.
Ich pump', ich pump', ich pumpe
An seinem Arm als Schwengel
Dann spricht zuletzt die Pumpe:
„Da hast's infamer Vengel!“
Und fröhlich zieh' ich weiter,
Wenn ich sein Herz gerührt,
Und sag' zu mir: „Fritz Reuter,
Den hast' mal angeführt!“ —
Und daß ich diese Freude
Noch lange haben kann,
Komm' alter Freund, wir beide
Wir stoßen pumpend an!
Du sollst der alte Pimperich
Noch lange, lange bleiben
Und sollst erst alt und kümperlich
Aus diesem Leben scheiden;
Du sollst mit rotem Golde
Noch manches Herz erfreuen
Und sollst im Nimme — Golde
Der Jugend Vorbild sein! —

Man hat Dich schlecht behandelt
Beim Laufen, das war dünn,
Dein Name sei gewandelt,
Wir taufen heut Dich um:

Severus ist ein Name.
 Vor dem man sich erschrickt,
 Wo gegen jede Dame
 Gern auf Jocosus blickt.
 Und so sei er genumet!
 Nun füllt die Gläser an,
 Ein jeder, der ihn fennet,
 Stoß auf Jocosus an!

Musik.

ok. Die Musik der französischen Revolution. Eine für die Geschichte der französischen Revolution wichtige Publikation hat soeben Constant Pierre mit Unterstützung des Pariser Gemeinderats und mit Hilfe der Pressen der nationalen Buchdruckerei herausgegeben. Sie führt den Titel „Musik der Feste und Ceremonien der französischen Revolution“ und enthält in einem Bande von etwa 600 Seiten eine vollständige Sammlung aller Musikstücke, die von den großen französischen Musikern auf Ersuchen oder auch auf Befehl der damaligen Regierungen für die Verherrlichung der großen Volksfeste der ersten Republik geschrieben wurden; nur etwa zwei oder drei konnten nicht wiederaufgefunden oder rekonstruiert werden. Die Sammlung ist in ihrer Art einzig, sowohl wegen ihrer Wichtigkeit als auch wegen ihres künstlerischen Werts, das letztere um so mehr, als die meisten dieser Stücke entweder unveröffentlicht geblieben waren oder nur unvollständig oder fehlerhaft herausgegeben worden sind. Ihre Komponisten waren die ersten Künstler der damaligen Zeit, gehörten doch zu ihnen Méhul, Bertin, Catel, Gossec, Cherubini, Lesueur, Debienne, Jadin, Martini, Langlé usw., ohne Nouget de Visle zu rechnen. Es ist daher äußerst wertvoll, daß eine so große Zahl von Kompositionen, die fast alle bemerkenswert und von denen eine Anzahl Meisterwerke sind, aus den Bibliotheken, in denen sie seit einem Jahrhundert vergraben lagen, ins Tageslicht gebracht worden sind. Auch dadurch wird die Sammlung so einzigartig, daß die Ereignisse, aus denen heraus sie entstanden sind, in der Geschichte ihresgleichen nicht finden. Die „Marseillaise“ und der „Chant du Départ“ sind allein bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben, außerdem einige revolutionäre Gesänge, deren Text belannten Melodien angepaßt war, wie „Ca ira“ oder „La Carmagnole“; neben diesen sind es etwa 150 Musikstücke, die heute vollständig vergessen sind, die in dieser Publikation wieder auferstehen. Bei einigen würde eine Neu-Aufführung eine künstlerische Offenbarung sein. Zu erinnern ist vor allem an den „Gesang des 14. Juli 1800“ von Méhul, den „Hymnus an die Freiheit“ und den „Hymnus an das höchste Wesen“ von Gossec, den „Hymnus des 20. August“ von Catel, den „Nationalgesang des 21. Januar“ und den „Gesang des 1. Vendémiaire“ von Lesueur, den „Hymnus für das Dankfest“ von Cherubini u. a. Es ist in diesen Seiten oft ein Schwung, ein Feuer und eine Größe, die erhaben wirken. —

Physiologisches.

en. Lebensgefährliche Zahnblutungen. Die Neigung zum Blutverlust ist bei den einzelnen Menschen recht verschieden. Während bei dem einen verhältnismäßig erhebliche Verwundungen nur eine geringe Blutung veranlassen, ist bei den andern der Blutverlust selbst bei kleinen Verletzungen nur schwer zu stillen. Diese Verschiedenheit beruht gewiß einerseits auf der allgemeinen körperlichen Veranlagung, andererseits aber auch auf bestimmter schädlicher Beeinflussung des Körpers. Einen merkwürdigen Fall unstillbarer Blutung, wofür die Wissenschaft die Bezeichnung Haemophilie (Blutungsneigung) gewählt hat, berichtet ein Arzt in der „Prager Medizinischen Wochenschrift“. Er wurde eines Tags zu einem Fleischhauer gerufen, den er infolge eines starken Blutverlustes in einem bedenklichen Zustande fand. Er war zu einem Zahnarzt gegangen; in Abwesenheit des Vaters hatte die Tochter an dem Fleischhauer die nötige Operation vorgenommen und zwar mit einem Schlüssel, den ihr Vater gewöhnlich in seinem Stulpschuh bei sich zu tragen pflegte, um ihn stets bereit zu haben. Nachdem der Zahn gezogen war, stellte sich eine heftige Blutung ein, die gar nicht zu stillen war. Der Blutsturz hörte wohl zuweilen für einige Stunden auf, erneuerte sich aber immer wieder, so daß der Patient nur durch ein Röhrchen einige Nahrung zu sich nehmen konnte. So ging es volle drei Tage lang, und der Patient kam völlig herunter, bis schließlich die Wunde mit Jodoformwachs erfolgreich geschlossen werden konnte. Er starb übrigens doch nach einem halben Jahre an Magenblutungen und Leberkrankheit. Die Ursache dieser ungewöhnlich starken Blutungsneigung war nicht in einer erblichen Anlage zu sehen, sondern in übermäßigem Alkoholenuss. Das Uebel hatte sich dergestalt verschlimmert, daß bei der geringsten Quetschung der Haut, z. B. beim Anstoßen an eine Tischkante, sogleich heftige Blutungen unter der Haut eintraten, so daß die Haut an vielen Stellen von unterlaufenem Blut gefleckt war. Der Alkohol bewirkt in solchen Fällen eine derartige Erweichung der Gewebe, daß das Blut bei dem geringsten Anstoß aus diesen austritt. —

Technisches.

— Veredelung der Zutfaser. Chr. Knab in München hat sich ein Verfahren patentieren lassen, die an sich grobe und spröde Zutfaser durch entsprechende Behandlung ge-

schmeidiger, teilbarer und ansehnlicher zu machen, so daß aus dem Faserstoff feinere Garnnummern erzeugt werden können und auch den Hochgespinnsten und Geweben bessere Eigenschaften beigebracht werden. Er behandelt ungespinnene, gespinnene oder verwebte Zutfasern in einer 30 bis 45gradigen Aegkali- oder Aegnatronlauge in möglichst kurzer Frist bei einer Temperatur von 50 bis 75 Grad Celsius eine Zeitlang, quetscht gut durch und läßt sie etwa eine Stunde darin stehen, schleudert hierauf aus und setzt sie in verschlossenen Behältern oder Säcken einer Temperatur von 40 bis 50 Grad Celsius ca. 24 Stunden lang aus, wodurch der anhaftende Pflanzenleim gänzlich zur Lösung gebracht wird. Hierauf werden die so behandelten Fasern mit Wasser ausgelaugt, ausgeschleudert und durch ein konzentriertes Emulsionsbad, welches aus einer mit etwas Wasser verdünnten Mischung von Baumöl und Kalilauge besteht, genommen, leicht ausgetwunden und wiederholt bei etwa 75 Grad Celsius 24 Stunden stehen gelassen, hernach kurze Zeit ausgekocht, geschleudert und getrocknet. Durch die Behandlung mit Del und Lauge treten an Stelle des ursprünglichen Pflanzenleims und dergleichen ölige oder fettige Bestandteile, welche der Faser einen seidenähnlichen Glanz und große Weichheit verleihen. —

(„Techn. Absh.“)

Humoristisches.

- Erklärung. Bäuerin (in der Kunstausstellung): „Weißt, Alter, alles versteh' i an dem Bild net.“
- Bauer: „Ja, schau', was Du davon not verstehst, dös is halt die Richtung.“
- Verabredung. Verteidiger (zum Angeklagten): „Sie können nicht weinen? Gut, so bedecken Sie nur im rechten Augenblick Ihr Gesicht mit den Händen, ich bin auch Bauchredner und werde für Sie schluchzen!“
- („Meggend. Hum. Blätter.“)
- Kinder mund. Bei Christian Schulzens ist wieder einmal der Klapperstorch eingelehrt und zwar zum siebenten Mal. Der Großvater Gottlieb Schulze macht sich an der Wiege des Neugeborenen nützlich. Sein vierjähriges Enkelkind betrachtet das neue Brüderchen mit sorgenden Blicken. Plötzlich sagt der Vierjährige: „Grotvader, das Bröderken het jo keen Haar' up 'n Kopp!“
- „O, de wassen (wachsen) em noch.“ sagte der Alte.
- Der Säugling öffnet sein Mündchen, der Bruder sieht hinein und sagt mißtraulich: „Grotvader, de hett jo of keen Zäh'n' (Zähne) in' Munn!“
- „O, de kriecht he met de Tied“ (Zeit), sagt der Großvater.
- Der Vierjährige sieht aber das Kleine immer argwöhnischer an und sagt ganz geheimnisvoll:
- „Grotvader! met dänn (dem) sünd wi ansmärt, dat is 'n Ollen!“

Notizen.

- Keine unzüchtigen Schriften. Das Berliner Landgericht hatte vor einiger Zeit Verfasser und Verleger der Gedichtsammlung „Aber die Liebe“ von Richard Dehmel und die Zeitfatare „Die Barrisons“ von D'Albecq-Lindner von der Anklage wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften freigesprochen; gegen dieses Urteil war von der Staatsanwaltschaft Revision eingelegt worden. Jetzt hat das Reichsgericht in Leipzig die Revision verworfen und somit diese beiden Bücher endgültig freigegeben. —
- Die Secessionsbühne wird an ihrem nächsten Premierenabend „Der Thor und der Tod“ von Hugo von Hoffmannsthal und „Hodenjos“ von Wassermann bringen. —
- Eine dreiaktige Komödie von Olga Wohlbrück „Der fremde Herr“ wird noch in diesem Winter im Deutschen Volkstheater in Wien aufgeführt werden. —
- In Prag starb der tschechische Komponist Bzenko Fibich im 50. Lebensjahr. Seit 1876 war Fibich als Kapellmeister am tschechischen Nationaltheater in Prag thätig und hat mehrere sinfonische Dichtungen: „Othello“, „Toman und die Rymphy“, „Frühling“, die Operntrilogie „Pelops Brautwerbung“ usw. komponiert. —
- Der Weimarer Maler Freiherr von Gleichen-Rußwurm wird demnächst in Berlin eine umfassende Ausstellung seines Lebenswerks veranstalten. —
- Bei Bruno und Paul Cassirer veranstaltet Louis Corinth demnächst eine Ausstellung, die auch ein Bild Gerhart Hauptmanns enthalten wird. —
- Sängerin und Kritiker. In Helsingfors erklärte kürzlich die Sängerin Alma Fohström mitten im Vortrag, nicht weiter singen zu wollen, wenn ein Kritiker, der sie in einer Recension nicht mit Glacéhandschuhen angefaßt hatte, nicht den Saal verlasse. Das Publikum nahm für und gegen den Kritiker Partei und es entstand ein Skandal, der so lange andauerte, bis sich der Kritiker entfernt hatte. —